

chen Fehler im beigefügten sachthematischen Glossar (S. 369ff.) und auf das Fehlen eines Personenindex hingewiesen.

Gerhard Menk

*Annette Kurschus, Vicco von Bülow (Hgg.), Die Entdeckung des Individuums? Wie die Reformation die Moderne geprägt hat, Luther-Verlag, Bielefeld 2017, kart., 175 S.*

Dieser Sammelband dokumentiert eine Tagung unserer Landeskirche vom März 2017. Einleitend skizziert Annette Kurschus die vielschichtige und auch widersprüchliche Persönlichkeit Martin Luthers als „fremd und nah zugleich“. – Die steilste These vertritt Brad Gregory in seinem Eröffnungsvortrag: „Western modernity, including Western modern individualism, is in its dominant institutions and ideologies a series of reactions to and attempts to manage the unwanted problems inherited from the Reformation era, not an outgrowth of the theology or actions of Martin Luther or any other Protestant reformer.“ (S. 46). Denkt man auf dieser Linie weiter, könnte man formulieren, dass die Reformation ihrerseits zu verstehen ist als Ausdruck des mit der Entdeckung des Individuums beginnenden Prozesses der Individualisierung. Dieser verallgemeinernden zugespitzten Sichtweise widersprechen die dann folgenden Beiträge in unterschiedlichen Akzentuierungen insoweit, als sie durch ihre stärker differenzierenden Beobachtungen nicht nur Ergänzungen, sondern auch Korrekturen vornehmen; diese lassen sich zusammenfügen zu einem Bild sich wechselweise beeinflussender Impulse von entstehender Moderne und Reformation.

Hellmut Zschoch versteht die Reformation als „eine Bewegung der Neujustierung der spannungsvollen Einheit von Individuum und Kollektiv, bei der das christliche Individuum, der Christenmensch, in seiner Glaubensexistenz und seinem Weltauftrag ins Zentrum des Christentumverständnisses rückt.“ (S. 47f.). Es hat gegenüber den spätmittelalterlichen frömmigkeitlichen Individualisierungstendenzen eine andere Qualität, wenn schon zu seinen Lebzeiten Luther durch eine „publizistische Popularisierung“ (S. 59) zum exemplarischen evangelischen Christenmenschen stilisiert wird. Acht wiedergegebene und erläuterte Bilder belegen dies sinnenfällig.

Hans-Walter Schmuhl geht davon aus, dass die Entstehung einer „Ich-Identität [...] zumindest als Massenphänomen eine historisch relativ junge Erscheinung“ (S. 79) ist, die seit dem 16. Jahrhundert immer wieder besondere Entwicklungsschübe erlebte. In ihrem Zuge werden die vormodernen statischen Ordnungen zunehmend aufgelöst. Schrittweise verstärkt sich somit die Notwendigkeit, sich als Einzelne den sich stetig wandelnden und tendenziell egalitären Ordnungen anzupassen. Die damit einhergehende Säkularisierung ist keine Religionslosigkeit, sondern beinhaltet „das Ende unhinterfragter Glaubensüberzeugungen, einen Bedeutungsverlust verfasster Kirchen und schließlich die Individualisierung der Religion“ (S. 85). Eine dabei entstehende frei

floatende Religiosität wandert dabei auch in die Wissenschaften, welche in ihrer sich herauschälenden Deutungshoheit durchaus religiöse Züge annehmen können. Der reformatorische Anstoß zur Individualisierung von Religion war beabsichtigt, ihr Beitrag zur Ausformung des modernen Individuums dagegen geschieht „unwissentlich und unbeabsichtigt“ (S. 88).

Bernd Schröder weist überzeugend nach, welche Momente der Bildungsgeschichte „*ursächlich* mit der Reformation verbunden sind“, und das keineswegs zufällig, denn „sie ist – zu einem guten Teil – *eine erzieherische Bewegung*“. Aus der theologischen „Wiederentdeckung des sachlich unverzichtbaren Zusammenhangs zwischen Taufen und Lernen“ (S. 93) folgern bildungsorientierte Reformatoren ein zunächst allein religiöses Lernen in der Familie sowie im Gottesdienst. Schon 1524 erfolgt geradezu revolutionär eine „Einforderung der staatlichen Schulen als subsidiäre Erziehungs-Institution“ (S. 96), wobei auch Mädchen unterrichtet werden sollen. Dies wird verbunden mit einer auf der Zwei-Regimente-Lehre beruhenden Wertschätzung auch weltlicher Bildungsinhalte. Auf diese Weise hat die Reformation trotz ihrer von Schröder benannten bildungsmäßig konzeptionellen Unzulänglichkeiten in Deutschland „die später folgende Geschichte von Unterricht, Erziehung und Bildung in Theorie wie Praxis tiefgreifend beeinflusst“ (S. 101).

Martin Laube erinnert an Ernst Troeltsch, für den die Reformation ausschließlich einen von kirchlichen Autoritäten entlastenden religiösen Individualismus in sein Recht gesetzt hat, weshalb dies ohne tiefgreifende Folgen für die Entwicklung der Moderne blieb. Max Weber hingegen sieht durch diese Individualisierung den Menschen insofern belastet, als er nun Gott schutzlos ausgeliefert ist. Daran anknüpfend zeichnet Laube „die Ambivalenzen protestantischer Individualitätskultur“ (S. 119) nach, denn nun heißt es nicht nur, „dem eigenen Gewissen folgen zu *können*“, sondern auch „alles mit dem eigenen Gewissen ausmachen zu *müssen*“; als „die *anstrengendere* Gestalt“ hat sie zugleich „das Potential, die *anspruchsvollere* Gestalt des Christentums“ (S. 122) zu sein.

Ute Gause widerspricht der Studie von Lyndal Roper, nach der Luther ein sinnenfroher Mensch gewesen sein soll. Das Gegenteil nämlich zeigt sein Genesis-Kommentar. Nicht nur hier hat Luther den Körper als „den Sünden verfallen, bzw. konkreter als der sexuellen Lust verfallen, und somit als mit negativer Triebkraft ausgestattet“ (S. 133) charakterisiert.

Matthias Benad zeigt in einem konzisen historischen Querschnitt – fast eine Diakoniegeschichte in nuce –, dass das Entstehen der modernen Diakonie und des Wohlfahrtswesens beschrieben werden können „als (Spät)Folgen der Reformation [...], die auf dem Weg der Individualisierung einen fernen, aber wichtigen Meilenstein darstellt“ (S. 156). Er sieht den heutigen, die individuelle Würde betonenden diakonischen Umgang mit Armut und Andersheit nicht zuletzt in jener Individualisierung des Religiösen begründet, wie sie vor allem in Pietismus, Aufklärung und Erweckung mit praktischen Folgen gelebt wurde. Daneben ist vom selben Ausgangspunkt eine weitere diakonische Linie erkennbar, deren Ziel es ist, „sich mit den strukturellen Gegebenheiten von Armut und Andersheit politisch und ökonomisch auseinanderzusetzen und – mit

mehr oder weniger Rücksicht auf individuelle Schicksale – Abhilfe zu schaffen und Ordnung herzustellen“ (S. 156f.).

Michael Krause fragt hintersinnig in seiner Andacht, wie die Geschichte wohl verlaufen wäre, wenn die an einer Wittenberger Kirchentür angebrachten Thesen Luthers vom Küster sogleich entfernt worden wären. Und Gerd-Matthias Höffchen lobt in seinem abschließenden Statement „manche akademische Kostbarkeit“, fügt aber sogleich hinzu: „Wie kann ich unsere Erkenntnisse hier demnächst meiner Friseurin vermitteln?“ (S. 168).

Werner M. Ruschke

*Dagmar Freist, Glaube – Liebe – Zwietracht. Religiös-konfessionell gemischte Ehen in der frühen Neuzeit (Bibliothek Altes Reich 14), de Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, geb., 504 S.*

Die Oldenburger Professorin für Geschichte der frühen Neuzeit legt mit diesem Buch eine aktualisierte Fassung ihrer 2003 in Osnabrück angenommenen Habilitationsschrift vor, die für die westfälische Kirchengeschichte und Kirchengeschichtsschreibung in mehrfacher Hinsicht von großem Interesse ist: Methodisch zeigt Freist die Tragfähigkeit jüngster historiographischer Fragestellungen, welche Geschichte aus praxeologischer Perspektive rekonstruieren und damit auch für die Frömmigkeitsgeschichte sowie für die Geschichtsschreibung praktisch-theologischer und religionspädagogischer Themen neue Wege aufzeigen, indem sie das Paradigma der Performativität methodisch zur Geltung bringen. Inhaltlich geht es mit religiös-konfessionell gemischten Ehen um ein Phänomen, welches die interreligiösen, interkonfessionellen und interkulturellen Ver- und Entwicklungen der Neuzeit auf der historischen Makroebene „wie durch ein Brennglas“ (S. 4) auf der Mikroebene darstellt und zu verstehen hilft. Dabei steht in den Konflikten um religiös-konfessionell gemischte Ehen regelmäßig die Tragfähigkeit der 1648 im Westfälischen Frieden ausgehandelten Gewissensfreiheit sowie der freien Religionsausübung im Rahmen des Normaljahrs 1624 auf dem Spiel. Territorial bezieht sich eine der drei Fallstudien auf das Fürstbistum Osnabrück, das im fraglichen Zeitraum der Untersuchung von 1555 bis 1806 Westfalen zugerechnet werden kann. Aktuell liest sich dieses Buch schließlich als eine paradigmatische Analyse der Komplexität interreligiöser Fragestellungen, die global wie lokal zunehmend dringlich werden. In diesem Buch kommt so eine Reihe der Forschungsschwerpunkte von Dagmar Freist zur Geltung, die für die westfälische Kirchengeschichtsschreibung anschlussfähig sind: Globale Mikrogeschichte, Diaspora, Praktiken religiöser Koexistenz, Historische Praxeologie, Subjektivierungsforschung.

Schon der „analytische Begriff religiös-konfessionell gemischte Ehen“ (S. 7) macht deutlich, worauf es Freist ankommt: auf die „Überwindung des Gegensatzes von normativ gesetzter Konfessionalisierung als obrigkeitlichem Top-down-Prozess und im Alltag verankerten religiösen Praktiken“ (S. 5), wodurch „die Kontingenz der Praxis, die Kreativität des Handelns und das Miteinander von Routinen und Reflexivität in Praktiken“ (S. 6) wahrgenommen wird. Diesem „perfor-